

Gereon Alter
WER RADELT, DER FINDET

Gereon Alter

WER
RADELT,
DER
FINDET



Aus den Reisetagebüchern des
Fahrrad-Pfarrers



Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

Aus Gründen der leichteren Lesbarkeit konnte eine gendergerechte Schreibweise nicht durchgängig eingehalten werden.
Bei der Verwendung entsprechender geschlechtsspezifischer Begriffe sind im Sinne der Gleichbehandlung jedoch ausdrücklich alle Geschlechter angesprochen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

Copyright © 2024 Kösel-Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlag: zero-media.net

Umschlagmotiv: © Sarah Zunk für FinePic®, München

Innenteilabbildungen: © privat, S. 6–7, 223;

© Sarah Zunk für FinePic®, München, U1, S. 18, 33, 58, 109, 151, 190;

stock.adobe.com (Fahrrad – Sabavector, S. 7, U4; Hand – Dzianis Vasiljeu /

Kreuz Line Art – RosRak Creative, S. 9, 28, 50, 102, 146, 185, 217)

Satz: Satzwerk Huber, Germering

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-466-37319-2

www.koesel.de

INHALT

1. Bekenntnis eines Fahrrad-Pfarrers	9
2. Am Anfang war das Tohuwabohu <i>Sauerland und Mosel</i>	18
3. Der Weg, die Wahrheit und das Leben	28
4. Wenn viele gemeinsam träumen ... <i>Irland</i>	33
5. Sie aber verstanden einander nicht	50
6. Herr, mein Gott, wie groß bist du! <i>Island</i>	58
7. Er ist in allem	102
8. Mit meinem Gott überspringe ich Mauern <i>Norwegen</i>	109
9. Agere contra – Gegensteuern	146
10. Nehmt und esst! <i>Ungarn und Rumänien</i>	151
11. Ich war fremd, und ihr habt mich aufgenommen . .	185
12. Leben in Fülle <i>Griechenland</i>	190
13. Wer radelt, der findet	217
Dank	220
Über den Autor	222



Irland 1984

Neun müde, aber
glückliche Jungs
auf dem Heimweg
von ihrer ersten
großen Tour.

Island 1988

Wieder viel zu viel
mitgenommen!

Manchmal muss man sein
Rad halt tragen.





Am Polarkreis!



Glücksgefühle.

Norwegen 1990



Hochsommer auf der Hardangervidda.

Ungarn/
Rumänien 1991

Wie gut, dass es auch auf
Deutsch da steht!



Griechenland
1992

Waschtag.



1

BEKENNTNIS EINES FAHRRAD-PFARRERS

Meine Hände schmiegen sich um die ergonomisch geformten Lenkergriffe, die Fußballen tasten sich auf die Pedale und finden Halt, ich stoße mich ab und gleite in den noch kühlen Ledersattel. Die erste Umdrehung des Kettenblatts, das sanfte Klicken der Gangschaltung, das Surren der Räder, das sich mit dem Rauschen des Windes vermählt ... Es klingt wie die behutsam einsetzende Ouvertüre zu einer großen Symphonie. Von Takt zu Takt fügt sich Neues ein: das Sonnenlicht, das durch die Baumwipfel blinzelt, das Wiegen der Gräser am Straßenrand, das Flattern der Vögel, die mich mal begleiten, mal aufgeregt vor mir herfliegen, das freundliche Grüßen eines Menschen ... Mein Atem wird tiefer und gleichmäßiger. Ich spüre meinen Körper, seine wohlige Wärme, die wachsende Kraft. Der Kopf wird frei, der Alltag entflieht. Ich liebe es, mit dem Rad unterwegs zu sein!

Am Anfang glich diese Liebe einem winzigen Senfkorn. Mit der Zeit ist daraus ein riesiger Baum geworden. Eine ausgewachsene Liebesgeschichte. Begonnen hat diese Liebesgeschichte vor mehr als vierzig Jahren, als das Wort »Radreise« für viele noch ein Fremdwort war. Als es noch keine E-Bikes gab, keine Fitness-Tracker und Navigationsgeräte, nicht mal eine ordentliche Fahr-

radkarte. Meine ersten Touren habe ich auf einem schlichten Jugendrad unternommen, mit dem ich ansonsten zur Schule gefahren bin. Zunächst waren es nur Tagestouren. Dann eine erste Ausfahrt mit Übernachtung. Und schließlich die erste Unternehmung, die man als Radreise bezeichnen könnte.

Mittlerweile habe ich über 50 Länder mit dem Fahrrad bereist, mehr als 70 große Touren unternommen und eine Vielzahl kleinerer. Ich habe mein Rad durch den feinen Sand der Sahara geschoben, mich in die dünne Luft des Himalaya hinauf gewagt und in das von Bären und Moskitos beherrschte Alaska. Ich bin alten Pilgerwegen gefolgt, endlosen Highways und ruppigen Pisten, habe das windumtoste Nordkap erreicht, den majestätischen Kilimandscharo und die sagenumwobenen Pyramiden der Azteken.

Das alles begann mit einer großen Sehnsucht. Der Sehnsucht nach dem, was jenseits des schon Bekannten liegt. Ich hatte, als ich zwölf oder dreizehn Jahre alt war, bereits die Hälfte aller Karl-May-Bände gelesen. Jack Londons *Ruf der Wildnis* stand in meinem Bücherregal, Knut Hamsuns *Segen der Erde* und Michael Holzachs *Das vergessene Volk*. Ich habe die Fernsehserie *Daktari* geliebt, die in British Columbia gedrehten *Lassie*-Filme und natürlich *Winnetou*. All diese Geschichten haben in mir ein tiefes Fernweh geweckt, das sich mindestens ebenso schmerhaft anfühlen konnte wie das Heimweh am Ende einer Klassenfahrt.

Mein erster Ansatz, dieses Fernweh zu stillen, war es, einer kirchlichen Jugendgruppe beizutreten, aus der dann später ein ausgewachsener Pfadfinderstamm geworden ist. Denn da wurden regelmäßig Fahrten unternommen. Mal ging es in die Berge, mal ins Zeltlager, mal auf eine Fahrradtour. Das waren ungemein spannende Unternehmungen und wunderschöne Gemeinschaftserlebnisse, für die ich bis heute dankbar bin. Aber es zog mich weiter hinaus. In Länder, die für unsere Pfadfinderlager nicht

infrage kamen – zu teuer, zu aufwendig, zu weit entfernt. Doch zum Glück gab es meinen Freund Alex. Denn der hatte nicht nur dieselben Bücher gelesen wie ich, er trug auch das gleiche unbändige Fernweh in sich: die Lust, andere Länder kennenzulernen, den Drang, aufzubrechen, die Neugier auf Menschen, die man noch nicht kennt. Mit ihm habe ich eine ganze Reihe von Touren unternommen – und dabei unter anderem gelernt, dass eine Radtour durch ferne Länder überhaupt nicht aufwendig und teuer sein muss. Eine Tour durch Island zum Beispiel, das schon damals exotischste und teuerste Reiseland Europas, hat uns nur unwesentlich mehr gekostet als das vorjährige Pfadfinderlager. Zugegeben: Wir haben äußerst spartanisch gelebt. Aber das gehörte einfach dazu. »Die weite Welt für wenig Geld« – so oder so ähnlich könnte man diese frühe Phase meiner Radreise-Geschichte überschreiben.

Aus der Not ist mittlerweile eine Tugend geworden, aus dem Geldmangel eine ganz eigene Reiseform: mit dem Nötigsten auskommen; einfach und umweltverträglich reisen; nah bei den Menschen und in der Natur sein; mich nicht gegen alles und jedes absichern; auch mit Unvorhergesehenem klarkommen, es sogar als reizvoll empfinden. Die Amerikaner nennen diese Art des Reisens *adventure cycling* und bringen es damit auf den Punkt. Es geht nicht darum, sportliche Höchstleistungen zu vollbringen, möglichst weite Strecken zu fahren oder in vielen Ländern gewesen zu sein. Es geht darum, sich auf ein Abenteuer einzulassen. Auf etwas Herausforderndes. Auf etwas so noch nicht Gekanntes. Auf neue Eindrücke und Einsichten.

Ich habe durch meine Radreisen ungemein viel gelernt. Schon, als ich noch ein Schüler war. Da kam meine Mutter eines Tages von einem Elternsprechtag zurück und erzählte mir voller Stolz, dass sowohl mein Englisch- als auch mein Erdkundelehrer sich

lobend über mich geäußert hätten, weil meine Noten nach oben geklettert seien und ich mich viel aktiver in den Unterricht einbringen würde. »Das hat wohl mit den Radtouren Ihres Sohnes zu tun«, habe ihr der Erdkundelehrer gesagt. Und tatsächlich: Ich habe auf einmal nicht mehr nur für die Schule gelernt, sondern auch um mich auf meiner nächsten Tour besser verständigen zu können oder um noch mehr über ein bestimmtes Land zu erfahren.

Aus diesem frühen Wissensdurst ist im Laufe der Zeit ein sehr viel breiteres und tieferes Interesse an der Welt und ihren vielen Geheimnissen geworden. Meine Radreisen haben mir Einblick in fremde Kulturen und Religionen gewährt. Ich bin mit den verschiedensten politischen Systemen in Kontakt gekommen und habe Menschen aus den unterschiedlichsten Gesellschaftsschichten kennengelernt. Ich habe begriffen, was Armut bedeutet und was sie mit einem Menschen macht. Mein Verständnis für den Nord-Süd-Konflikt und andere globale Zusammenhänge ist gewachsen. Ich bin sensibler für all die Fragen des Klima- und Umweltschutzes geworden, die uns heute mehr denn je beschäftigen. Es ist etwas anderes, darüber nur in der Zeitung zu lesen oder durch einen dreiminütigen Fernsehbeitrag informiert zu werden, als es mit eigenen Augen zu sehen und am eigenen Leib zu spüren.

Irgendwann musste ich schauen, wie sich meine Sehnsucht nach fernen Ländern und Kulturen mit jener anderen Sehnsucht vereinbaren lässt, die ich ebenfalls in mir trug und die schließlich meinen beruflichen Werdegang bestimmt hat. Im Kern war das eine ganz ähnliche Sehnsucht. Denn auch sie war auf ein »Jenseits« des schon Bekannten gerichtet. Aber sie hat sich doch ganz andere Wege gesucht. Ich habe Theologie studiert, bin Priester geworden und arbeite seitdem in der Gemeindeseelsorge. Während

des Studiums war es noch relativ leicht, beide Leidenschaften unter einen Hut zu bekommen. Denn da gab es ja die Semesterferien. Nach der Priesterweihe wurde es dann schon schwieriger. Denn zu bestimmten Zeiten hat ein Priester schlichtweg in seiner Gemeinde zu sein. Das gilt vor allem für den Advent und die Weihnachtszeit, die Fasten- und die Osterzeit, die vielen Feiertage im Mai, die Schulferien, in denen all die verreisen, die Kinder im schulpflichtigen Alter haben, und für den berühmt-berüchtigten »heißen Herbst«, in dem eine Veranstaltung die nächste jagt – also zu fast allen Zeiten im Jahresverlauf, in denen man üblicherweise Urlaub macht. Und dennoch habe ich das Radreisen nicht drangegeben. Ich habe es sogar neu entdeckt: als eine Art Rettungsinsel, die mich davor bewahrt, in den vielen Anforderungen meines Berufes unterzugehen.

Ob denn so eine Radreise wirklich erholsam sei, werde ich immer wieder gefragt. Das sei doch auch sehr anstrengend? Natürlich kostet es auch Kraft, den ganzen Tag an der frischen Luft zu sein, stundenlang in die Pedale zu treten und ständig an anderen Orten zu schlafen. Gerade das aber empfinde ich als erholsam. Weil es genau das Gegenteil dessen ist, was meinen Alltag oft bestimmt: die trockene Büroluft, die vielen Gespräche, die Schreibtischarbeit, der Bewegungsmangel und das immer gleiche Bett, in das ich mich Abend für Abend hineinfallen lasse. Das Unterwegssein mit dem Rad tut nicht nur meinem Körper gut, es erfrischt auch meine Seele und meinen Geist. Ich kann mir jedenfalls nicht vorstellen, meinen Jahresurlaub in einer All-inclusive-Anlage oder einem Priestererholungsheim zu verbringen, wie es manche meiner Amtsbrüder tun.

Dass meine Radreisen nicht nur der Erholung dienen, sondern sich auch motivierend und inspirierend auf mein berufliches Tun auswirken, ist mir erst nach und nach aufgegangen. Am deutlichs-

ten spüre ich das bei meinen Predigten. In den Gottesdiensten kurz vor einer Radreise, wenn die letzte schon Monate, manchmal ein ganzes Jahr zurückliegt, fällt mir das Predigen oft schwer. Ich fühle mich müde und ideenlos. Mir fehlt es an guten Gedanken und Worten. Kehre ich dagegen von einer Tour zurück, sprudelt es nur so aus mir heraus. Dann ist mein Reden wieder kraftvoll, anschaulich und lebensnah.

Ob ich ohne diese Motivations- und Inspirationsquelle wohl noch Priester wäre? Diese Frage habe ich mir schon einige Male gestellt, und ich stelle sie mir von Jahr zu Jahr ernsthafter. Denn die katholische Kirche in Deutschland steckt bekanntermaßen in einer schweren Krise, die sie zu einem Großteil selbst verschuldet hat. Durch Verbrechen an Kindern und Schutzbefohlenen, durch die damit einhergegangenen Verdrängungs- und Vertuschungsversuche, einen fragwürdigen Korpsgeist, problematische Formen der Machtausübung und Ähnliches mehr. Die Auswirkungen dieser vor allem auf der Leitungsebene angesiedelten Probleme bekomme ich bis in die feinsten Verästelungen meiner Arbeit hinein zu spüren.

Manche meiner Pfarreimitglieder hauen auf den Tisch, fordern grundlegende Veränderungen und setzen sich auch dafür ein. Die Mehrheit aber scheint wie in eine Schockstarre gefallen zu sein. Und das vor allem macht mir zu schaffen. Ich habe es in meiner Arbeit zunehmend mit Menschen zu tun, die sich überhaupt nicht vorstellen können, dass Kirche anders aussehen kann, als sie es in der Vergangenheit erlebt haben – dabei erkennen sie, dass viele der genannten Probleme gerade in dieser Vergangenheit ihren Ursprung haben. Da wird dann auf ermügend-kleingeistige Weise um traditionelle Besitzstände gerungen, anderen das Katholischsein abgesprochen oder ein nur noch auf das Vertraute gerichteter Rückzug angetreten.

Auf meinen Radreisen erlebe ich hautnah, dass Kirche auch anders sein kann. Vielfältiger, kreativer, lebensrelevanter. Natürlich haben auch christliche Gemeinschaften in anderen Ländern ihre Probleme, und man sollte das, was sie tun, nicht eins zu eins nach Deutschland importieren. Aber anregend ist es allemal. Deshalb suche ich auf meinen Reisen ganz bewusst Kontakt zu Kirchengemeinden und Missionsstationen. Ich schaue mir ihre Einrichtungen an, besuche ihre Gottesdienste und unterhalte mich, so gut es geht. Dadurch ist mir schon so manche gute Idee für meine Arbeit in Deutschland gekommen ...

Das Reisen mit dem Rad ist also ein ausgesprochen facettenreiches Unternehmen. Es tut dem Körper, dem Geist und der Seele gut. Es ist eine wunderbare Lebensschule. Und es macht ganz einfach Spaß. Darum geht es in diesem Buch. Und darum, Sie, liebe Leserin, lieber Leser, auf den Geschmack zu bringen.

Sie müssen dazu nicht gleich aufs Fahrrad steigen. Das Buch, das Sie in Händen halten, ist weder ein Reiseführer noch ein Praxisratgeber. Deshalb werden Sie darin auch keine Routenvorschläge, Ausrüstungslisten und Übernachtungstipps finden. Es ist ein Buch, das Sie zuerst und vor allem animieren will, Ihrem eigenen Leben auf die Spur zu kommen. Der Sehnsucht, die in *Ihrem* Herzen steckt. Dem Abenteuer, das *Ihnen* entspricht. Vielleicht ist es für Sie ja eher ein Abenteuer, sich mal Zeit für sich selber zu nehmen, als eine Urlaubsreise zu planen. Oder Sie sehnen sich gar nicht nach fernen Ländern und Kulturen, sondern eher nach einer Veränderung in Ihrem Alltag. Auch dann kann das Buch Sie inspirieren. Denn auch wenn ich im Folgenden über ganz konkrete Reiseerlebnisse berichte, schwingen dabei doch immer auch sehr grundsätzliche Fragen mit. Was macht mein Leben eigentlich aus? Was sollte ich tun und was besser nicht?

Was erfüllt mich und was raubt mir die Kraft? Welcher Weg ist der richtige für mich?

Ich habe auf den meisten meiner Radreisen ein Tagebuch geführt. Nicht bloß um die Tageskilometerleistung, das Wetter und den Übernachtungsort festzuhalten, sondern auch um das Gesehene und Erlebte zu reflektieren. Welchen Menschen bin ich begegnet? Welche Worte sind mir hängen geblieben? Wo habe ich mich fremd und wo zu Hause gefühlt? Vielleicht ist ja auch das eine Anregung für Sie. Machen Sie sich ruhig Notizen, wenn Sie in diesem Buch auf etwas stoßen, das mit *Ihrem* Leben zu tun hat. Auf eine Frage, einen Gedanken oder eine Anregung. Werden Sie neugierig auf Ihre eigene Lebensreise und haben Sie Mut, sich mit Haut und Haar auf sie einzulassen!

Und die konkrete Radtour, was ist mit der? Natürlich möchte ich auch dazu animieren. Sie haben so etwas noch nie gemacht? Keine Sorge: Es braucht nicht viel. Das werden Sie ganz schnell feststellen. Sie haben schon Radreisen unternommen? Dann versuchen Sie sich doch mal an etwas, das Sie noch nicht gemacht haben. Statt wieder einem Flussradweg zu folgen, mal in die Berge. (Ja, das geht. Das kann sogar richtig lustvoll sein!) Statt durch die bestens vertrauten Niederlande mal ins noch nicht so bekannte Norwegen. Statt in der Gruppe mal zu zweit oder auch allein. Oder ändern Sie doch mal etwas an der Art und Weise Ihres Unterwegsseins. Wählen Sie eine kürzere Strecke und genießen Sie diese umso mehr. Nehmen Sie einen Gedanken oder eine Frage mit auf Ihre Tour. Achten Sie einmal ganz bewusst darauf, wer Ihnen unterwegs begegnet und was er oder sie Ihnen zu sagen hat. »Mach einen Unterschied, der einen Unterschied macht«, rät der berühmte Psychologe Paul Watzlawick. Denn schon ein kleiner Unterschied kann eine große Veränderung bewirken. Es gibt so viele Möglichkeiten, eine Radreise zu unter-

nehmen und dabei Neues zu entdecken. Tun Sie es einfach! Es lohnt sich sehr.

Ich erzähle Ihnen auf den folgenden Seiten ganz bewusst von meinen ersten Unternehmungen mit dem Rad. Von Touren, die ich in Deutschland und anderen europäischen Ländern unternommen habe. Denn man muss nicht durch die Sahara, den Himalaya oder Alaska fahren, um ein Abenteuer zu erleben. Wenn Sie Interesse an meinen exotischeren Touren haben, dann werfen Sie einen Blick in meinen Blog: www.radweh-blogspot.com. Dort habe ich fast alle meine Reisen fotografisch und textlich dokumentiert. Von manchen habe ich auch in Radiosendungen erzählt. Die Links zu diesen Sendungen finden Sie ebenfalls in meinem Blog. Und dann gibt es noch die Möglichkeit, eine der Multivisionsshow zu besuchen, die ich gelegentlich anbiete. Die Termine und Veranstaltungsorte finden Sie – Sie ahnen es – in meinem Blog.

Sind Sie bereit? Dann lassen Sie uns starten. Holen wir das Fahrrad aus dem Keller und schwingen wir uns gemeinsam in den Sattel. Fahren wir hinaus in diese wunderbare Welt, in der es noch so viel zu entdecken gibt!



2

AM ANFANG WAR DAS TOHUWABOHU

Sauerland und Mosel

Meine ersten Radreisen waren ziemlich chaotisch. Jene Tour mit meinem Cousin Roman zum Beispiel, von der ich gar nicht mehr sagen kann, in welchem Jahr wir sie unternommen haben, an die ich mich aber selbst nach Jahrzehnten noch sehr genau erinnere – eben weil sie das reinste Tohuwabohu war. Wir hatten Weihnachtsferien und Langeweile. »Lass uns eine Radtour machen.« – »Im Winter?« – »Ja, warum nicht?« – »Und wohin?« – »Wie wär's, wenn wir ins Sauerland fahren?« Das Sauerland war für uns, die wir im »Kohlenpott« zu Hause waren, das erste größere Stück Natur, das sich mit dem Fahrrad erreichen ließ. Es liegt nicht mal eine Tagesetappe von unserer Heimatstadt Gelsenkirchen entfernt. »Also gut, lass uns ins Sauerland fahren.«

Zwei Tage später saßen wir im Sattel. Es war nasskalt, wir waren untrainiert, trugen dicke steife Jeans und hatten unsere schlichten Jugendräder mit allerlei nützlichem und weniger nützlichem Zeug beladen. Eine Straßenkarte im Maßstab 1:400.000, auf der kein einziger Radweg eingezeichnet war, wies uns den Weg. Am ersten Tag ging es vor allem darum, das Ruhrgebiet hinter uns

zu lassen. Auf stark befahrenen Straßen, bei Wind und Regen, von einer roten Ampel zur anderen. Es war nicht wirklich ein Vergnügen. Kurz vor Einbruch der Dämmerung erreichten wir dann die erste Jugendherberge, völlig durchnässt und ausgepowert. Die feuchten Klamotten kamen in den Trockenraum und die Packtaschen unter das Etagenbett. Dann ging es in den Speisesaal. Der Herbergsvater tischte Nudeln mit Tomatensauce auf und jede Menge Apfelsaft. Schon bald danach waren wir derart müde, dass wir in unserem Zimmer verschwanden.

Etwa gegen Mitternacht machte sich dann der reichlich getrunkenen Apfelsaft wieder bemerkbar. Die Blase drückte. Also stieg ich die Leiter von meinem oben liegenden Schlafplatz hinunter und tastete mich vorsichtig durch das dunkle Zimmer. Da fiel mir etwas Helles auf der Fensterbank ins Auge. Ein weißes Handtuch? Ein heller Schal? Ich trat näher und traute meinen Augen nicht: Schnee! Auf der Fensterbank lag eine dicke Schneeschicht. Etwa zwanzig Zentimeter Neuschnee waren das. Und die lagen nicht nur auf der Fensterbank, sondern auf dem ganzen Sauerland. Der Weg zur Jugendherberge war schon nicht mehr zu erkennen, die nahe gelegene Straße nur noch zu erahnen, und da, wo wir unsere Fahrräder abgestellt hatten, war nur noch ein großer Schneehaufen zu sehen. Wie um Gottes willen sollten wir da am nächsten Tag weiterkommen? Mit unseren dünnen Reifen, der überhaupt nicht wintertauglichen Kleidung und vor allem ohne jede Erfahrung mit einer Radtour unter solchen Bedingungen?

Wir mussten uns etwas einfallen lassen. Immerhin hatten wir gummierte Regenhosen dabei. Die streiften wir über unsere Jeans. Für unsere eher sommertauglichen Turnschuhe gab uns der Herbergsvater zwei Plastiktüten. Und über die schon beim ersten Schritt ins Freie kalt gewordenen Hände zogen wir jeweils eine dicke Socke. Und wie hält man die Ohren warm, wenn man

keine Mütze hat? Nun ... wir haben uns eine Unterhose über den Kopf gezogen. Mit etwas Geschick um den Schädel drapiert, war sie kaum noch als solche zu erkennen. Darüber die Kapuze der Regenjacke und schon waren wir startbereit. Nein, nicht ganz: Wir mussten erst noch einen Lachkampf überstehen. Denn wir sahen aus wie Pat und Patachon. Ein langer Schlacks und ein kurzes Männlein in einer ziemlich schrägen Wintermontur. Wir haben uns kaum mehr eingekriegt.

Dann haben wir die Räder aus dem Schneehaufen befreit, sie beladen und zur Straße geschoben. Was folgte, war Lachkampf Nummer zwei. Denn es wollte uns einfach nicht gelingen, auf die Räder zu steigen. Mal rutschte einer der Reifen weg, mal konnten wir das Gleichgewicht nicht halten, mal lagen wir mit dem Gesicht im Schnee. Es war ein Trauerspiel. Aber ein äußerst vergnügliches. Irgendwann haben wir es dann doch geschafft, uns auf den Rädern zu halten und uns langsam in Bewegung zu setzen. Doch der nächste Lachkampf nahte schon. Wir waren auf einer kleinen Landstraße unterwegs, als uns ein Auto überholte und dabei derart ungeschickt durch eine Pfütze fuhr, dass es uns von oben bis unten mit braunem Tauwasser bespritzte. Normalerweise hätte ich einem solchen Autofahrer hinterhergefleucht. Hier aber habe ich nur laut gelacht. Denn skurril war das Ganze ja ohnehin schon. Da machten dann ein paar Wasserspritzer auch nicht mehr viel aus.

»Das ist doch keine Radtour«, werden Sie vielleicht denken. Oder zumindest: »Das hätte man doch ganz anders angehen können.« Natürlich: Wir hätten uns vorher den Wetterbericht anschauen können. Wir hätten unsere Ausrüstung sorgsamer zusammenstellen können, eine Mütze einpacken und ein paar Regengamaschen. Wir hätten uns um ein Vielfaches besser vorbereiten können. Aber dann wären wir vermutlich erst gar nicht

aufgebrochen. Zu schlechtes Wetter, zu wenig Kondition, keine passende Ausrüstung: Eine dieser Ausreden hätte in jedem Fall gezogen. Aber wir wollten eine Radtour machen, wollten im Winter ins Sauerland, wollten ein Abenteuer erleben. Und das hat jede Menge Spaß gemacht. Man muss nicht auf alles vorbereitet sein und für jedes Problem eine Lösung haben. Man muss vor allem Lust haben und aufbrechen wollen.

Die meisten Radtouren finden nicht statt, weil es im Vorfeld zu viele Bedenken gibt. Dabei braucht es gar nicht viel. Man sollte einigermaßen wach sein und Risiken einschätzen können, um nicht in eine wirklich gefährliche Situation zu geraten. Das ist es dann aber auch. Jeder andere Mangel lässt sich mit ein wenig Improvisationstalent beheben oder trägt eben zu unvergesslichen Erlebnissen bei. Die Touren, an die ich mich mit Abstand am besten erinnere und von denen ich heute noch gern erzähle, waren nicht die, bei denen alles glatt gelaufen ist. Es waren Touren, bei denen es geruckelt hat. Mal lag es am Wetter, mal an einem fehlenden Ausrüstungsstück, mal an irgendetwas im zwischenmenschlichen Bereich. Auf Touren, bei denen alles glatt läuft, werden keine Geschichten fürs Tagebuch geschrieben, da bleiben die Erinnerungsblätter leer. Solche Touren sind schlichtweg langweilig.

Ein zweites frühes Radabenteuer. Diesmal war ich mit den Brüdern Andreas und Martin unterwegs. Wir kannten uns aus der kirchlichen Jugendgruppe, hatten eine Woche Zeit und wollten an die Mosel fahren. Nicht auf direktem Weg, sondern in einem großen Bogen über Belgien, Frankreich und Luxemburg. An dieser Route gab es lediglich zwei Jugendherbergen. Also nahmen wir Zelte mit. Denn eine Übernachtung im Hotel oder in einer Pension hätten wir uns als Fünfzehnjährige nicht leisten können. Mein Zelt stammte aus einem sogenannten Bundeswehrshop. Solche Geschäfte waren zu Beginn der 1980er-Jahre ziemlich an-

gesagt. Da bekam man nicht nur den legendären Nato-Parka, mit dem damals nahezu jeder zweite Junge rumlief, sondern auch alle möglichen anderen Secondhand-Artikel aus den Beständen der Bundeswehr. Ich hatte mir einen kleinen Esbit-Kocher zugelegt, eine olivfarbene Regenpelerine, einen wasserdichten Packsack und das bereits erwähnte Zelt. Wobei Zelt eigentlich nicht der richtige Ausdruck ist. Es handelte sich um die sogenannte »Dackelgarage«, ein gerade mal ein Meter hohes Biwakzelt. Das bestand aus einer schweren Stoffbahn, zwei Zeltstäben, zwei Abspannleinen und sechs Heringen. Einen Boden hatte es nicht.

Am ersten Tag fuhren wir von Gelsenkirchen nach Aachen. Stramme 130 Kilometer waren das. Am zweiten Tag waren wir bereits in Belgien – ohne auch nur ein Wort Flämisch oder Französisch zu sprechen. Wie verständigt man sich mit Menschen, deren Sprache man nicht beherrscht? Natürlich: mit Händen und Füßen. Bei uns ging das so: die Finger zu einem Dreieck formen, auf eine Wiese zeigen und dann die Arme fragend auseinander ziehen. Das bedeutete: »Dürfen wir wohl auf dieser Wiese unser Zelt aufstellen?« Die Handflächen aufeinanderlegen und wie ein Kissen unter den zur Seite geneigten Kopf schieben, das hieß: »Wir sind müde. Können wir hier schlafen?« Diese Variante wählten wir, wenn wir mal nicht das Zelt aufstellen, sondern in einer Scheune oder Garage übernachten wollten. Waren wir hungrig, so formten wir mit der einen Handfläche einen Teller und taten mit der anderen Hand so, als würden wir Unmengen von Speisen in den Mund schaufeln. Ich habe nie einen Menschen so essen sehen, aber es ist immer gleich verstanden worden: »Wir haben Hunger. Bekommen wir bei Ihnen etwas zu essen?«

Wie aber mit der Rückfrage nach dem konkret Gewünschten umgehen? Wenn es in einer Auslage oder auf einem Bild zu sehen war, genügte es, mit dem Finger darauf zu zeigen. Wenn nicht,

dann ließen wir unsere Blicke schweifen und schauten, was andere auf dem Teller hatten. Sagte uns etwas davon zu, kamen wieder die Finger zum Einsatz. Nur einmal haben wir uns bei dieser Art der Nahrungsbeschaffung so richtig verhauen. Es war in einem Imbiss. Ein junger Mann hatte einen Burger, eine Portion Pommes frites und eine große Cola bestellt. Das wollte ich auch. Also bestellte ich »*the same, too*« – »das Gleiche auch«. Andreas und Martin machten es mir nach. Das Dumme nur: Die Bedienung hatte »*the same, two*« verstanden, »das Gleiche zweimal«. Und so standen auf einmal sechs Burger, sechs Portionen Pommes frites und sechs große Cola-Becher vor uns. Das war dann doch etwas des Guten zu viel.

Belgien ist ein schönes Land. Das war unser erster Eindruck. Wir folgten dem Lauf der Maas in die dicht bewaldeten Ardennen hinein, ins Vallée romantique de la Meuse. Es ging an alten Burgen und Klöstern vorbei, an pittoresken Dörfern und Städten, an gemächlich auf dem Wasser dahinschippernden Booten. Die Sonne schien, die Vögel zwitscherten ... Doch was ist das? Kurz vor Profondeville klaffte eine hässliche Wunde in der Landschaft: ein riesiger, mit allerlei verrottendem Stahl- und Blechwerk zugestellter Steinbruch. Kurz darauf ein Atomkraftwerk. Aufgegebene Industrieanlagen, abgewrackte Lagerhallen, Schrott und Rost, so weit das Auge reicht. Wir wurden von Kippladern überholt, die dicke Staubfahnen hinter sich herzogen. Alles, aber auch alles war von grauem Staub überzogen. Selbst das Grün der Pflanzen war kaum mehr zu erkennen. Dazu die Menschen: Müde und perspektivlos saßen sie da. Viele tranken, andere rauchten, wieder andere stierten einfach nur dumpf vor sich hin. Manche von ihnen wirkten auf mich wie die desillusionierten Arbeiter, die Vincent van Gogh in der nicht weit entfernten Borinage gemalt hat.

Was für ein Kontrast: Erst diese überaus schöne Flusslandschaft und dann etwas derart Hässliches, Bedrückendes. Wir hätten auf